

# Pommersche Heimat

Monatsblätter zur Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes.

Einsendungen sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin, Mlee- : : straße 14, zu richten. : :



Erscheint in der zweiten Hälfte : : : : jeden Monats. : : : : Herausgegeben in Verbindung mit dem Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern E. V.

Nr. 8.

Stettin, im August 1927.

16. Jahrg.

## 3. Pommersche Tagung für Heimatkunde und Heimatschutz und 4. wissenschaftliche Studienfahrt.

Wir bitten, uns Meldungen zur Teilnahme recht bald zugehen zu lassen! Zur Studienfahrt kann nur eine bestimmte Zahl von Teilnehmern vornotiert werden. Nur eine baldige Meldung gibt die Möglichkeit zur Teilnahme.

Der Meldung sind Angaben darüber beizufügen, für welche Tage in Stralsund Quartier (Hotel oder Privat?) gewünscht wird. Spätestens 14 Tage vor der Tagung erfolgt die Zustellung von Teilnehmerkarte, Zahlkarte, Quartierzweisung und „Führer“ von Stralsund.

Der Vorstand.

## Heimatspflege außerhalb Pommerns.

In dem Bestreben, die Tradition der Architektur in den Schwarzwaldstädten und -dörfern zu erhalten, werden in verschiedenen Orten des Schwarzwaldes Neubauten im alten Stil der Heimat aufgeführt. So wird in Triberg der Gewerbeverein anlässlich seines im nächsten Jahre bevorstehenden 75jährigen Bestehens ein „Haus des Handwerks“ in Schwarzwälder Eigenart errichten, in dem Holzschneiderei, Kunstschlosserei und anderes Handwerk in Qualitätsarbeit fortgebildet werden sollen. In Hinterzarten sind an Stelle des vor zwei Jahren durch Feuer zerstörten alten Gasthauses „Zum Rößle“ zwei Neubauten, ein Hotel und ein Bauernhof, entstanden. Diese Gebäude wahren den Charakter der Schwarzwälder Bauart, und die innere Ausstattung des Hotels entspricht allen Anforderungen der Gegenwart.

In dem kleinen Amtstädtchen Mosbach, im nahen Odenwald, hat man kürzlich von den zahlreichen gut erhaltenen Fachwerkbauten 40 freigelegt, so daß sie jetzt wieder im alten Schmucke prangen. Die Hauptstraße des Städtchens bietet jetzt einen schönen Anblick mittelalterlicher Architektur.

## Wert und Bedeutung lokalhistorischer Forschung für die allgemeine Geschichte.

Gegenwärtig ist man an vielen Orten bestrebt, längst vergangene Zeiten dem Volke nahezubringen und so den Sinn für die Vergangenheit zu erwecken. Diesen Zweck zu erreichen, greift man zu verschiedenen Mitteln. Man begründet örtliche Geschichtsvereine, Vereine für Heimatgeschichte oder Volkskunde, die durch Vorträge, Veröffentlichungen in Zeitungen oder Sonderheften die Verhältnisse der Heimat historisch erläutern, zur Kenntnis zu bringen suchen. Man öffnet dem Publikum Museen, welche durch eifrige Bemühungen einzelner, sowie durch die Opferwilligkeit mancher Ortsbewohner in kurzer Zeit verhältnismäßig mannigfaltige und dabei reichhaltige Ausstattung erhalten haben. So ist jedem sich für Geschichte Interessierenden die Möglichkeit gegeben, die Kulturverhältnisse und damit das Leben vor mehreren Jahrhunderten an seinem Auge vorüberziehen zu lassen. Nicht minder will auch die Veranstaltung der Heimatfeste diesem Bedürfnis gerecht werden.

Man könnte fragen, ob lokalgeschichtliche Erörterungen und Bestrebungen nicht nur einen volkstümlichen, sondern vor allem auch einen wissenschaftlichen Wert haben, ob es also einen Gewinn verpricht, ein lokalgeschichtliches Thema wissenschaftlich zu bearbeiten. Die Lokalgeschichte will zur Hebung der Volksbildung, besonders zur Erhaltung und Belebung des historischen Sinnes

als einer starken Stütze wahren Heimatgefühls beitragen. Doch damit ist noch lange nicht gesagt, daß derartige Erörterungen auch für den Historiker vom Fach wertvoll sind. Und dennoch! Sie liefern der Wissenschaft das Quellenmaterial, das sie zu ihren zusammenfassenden Darstellungen braucht; dazu aber gehört die stille, entsagungsvolle Gelehrtenarbeit von Jahren. Nur dann kann die Lokalgeschichte in den Dienst der allgemeinen Geschichte treten, wenn sie wissenschaftlich und nicht populär betrieben wird.

Als Quellen für dieses historische Forschen kommen vor allen Dingen die Hauptstaats-, Katsrchive und Bibliotheken in Frage. Hier finden wir die Urkunden und Akten, die Zeugen früheren Rechts-, Wirtschafts- und politischen Lebens sind. Nur wer auf diese Weise forscht und darstellt, kann der Nachwelt wissenschaftliche Werte hinterlassen. Herb. Pönike.

## Die erste Vogelwarte des deutschen Binnenlandes auf der Halbinsel Mettnau am Bodensee.

Die süddeutsche Vogelwarte wird in dem Hause des Dichters Josef Victor von Scheffel auf der Halbinsel Mettnau am Bodensee ihre umfangreiche Sammlung ausstellen. Dieses Museum der Vogelkunde wird etwa 6500 Vogelbälge und 4500 Vogeleier enthalten. In Verbindung mit dieser Sammlung ist beabsichtigt, auf der Mettnau eine süddeutsche Vogelwarte im größten Stile zu errichten. Diese Vogelwarte wird die erste des deutschen Binnenlandes sein.

## Straßen- und Flurnamen aus Garz (Rügen) und Umgebung.

Von E. Wiedemann, Garz.

Nicht jeder Ort ist in der glücklichen Lage, bei der Flurnamenforschung sich auf eine so alte, acht Jahrhunderte umfassende Geschichte stützen zu können wie das kleine Städtchen Garz. Dieser Ort besitzt in dem altberühmten „Stadtbuch“ eine Urkundensammlung von hervorragendem Wert aus den Jahren 1353 bis 1586. Und da in diesen Urkunden in den weitaus meisten Fällen von Acker-Verkäufen, -Schenkungen und -Vermächtnissen die Rede ist, so bietet das Stadtbuch eine wahre Fundgrube für alte Orts- und Flurnamen, Namen, die zu einem großen Teil noch heute gebräuchlich oder bekannt sind. Daraus erklärt sich denn auch die Tatsache, daß Straßennamen nur selten darin erwähnt sind. Als einzige Straßenbezeichnung ist da die Poggenstrasse zu nennen, die unter dem Namen „Poggenstrate“ oder „Platea ranarum“ vielfach im Stadtbuch genannt ist und wohl mit Recht als die älteste Straße anzusprechen ist. Es ist ja erklärlich, daß hier unmittelbar am Rande des alten Burgwalls die ersten Siedlungen entstanden sind. Die Entstehung des Namens ist ohne weiteres klar. Da der Garzer See mit seinen Sümpfen bis an den Fluß des Burgwalls reichte, hatte man hier das Konzert der Frösche aus erster Hand. (nana = der Frosch, plattdeutsch Pogg, Pogg.) In diesem Zusammenhang möge auch die zweite Straße erwähnt sein, deren Name mit dem See in Zusammenhang steht: die Schleuse, im Stadtbuch unter dem Namen Sluse mehrfach genannt. Sonst findet sich im Stadtbuch nur noch die Bezeichnung Porta Bergis (Berger Tor), auch als door bezeichnet. Der Name bezeichnet wohl nur den Ortsausgang. Daß hier ein Tor gestanden habe, ist nicht anzunehmen, da das alte Charenza niemals Festung gewesen ist. Die meisten übrigen Straßennamen sind neueren Datums. Noch in der dem schwedischen Landesver-

messungswerk beigegebenen Karte von Garz vom Jahre 1702 findet sich nur der Stadtteil aufgezeichnet, der dem Burgwall benachbart war.

Um so zahlreicher sind die Flurnamen im Stadtbuch vertreten. Da ist zunächst der Burgwall zu nennen. Das Stadtbuch nennt einen „weg, de dor geht up den wall“, an anderer Stelle einen „wallstopp“. Sehr häufig ist als Grenzzeichen und Ortsbezeichnung der alte Birnbaum („beerbom“) erwähnt, jener älteste Zeuge aus der Wendenzeit, der noch heute am Westrand des Wallles, an der Stelle der alten Zufahrtsstraße zum Wall, lustig grünt und blüht. Zahlreiche andere Berge finden sich in den alten Urkunden erwähnt, die noch heute dieselben Namen tragen. Da ist vor allem der Lange Berg zu erwähnen (Vergl. „Der lange Berg bei Garz auf Rügen“ von Frau Pastorin Pistorius. Baltische Studien XIV.) Weiter südlich liegen der „Schewe Barg“ (schiefer Berg), fälschlich auch Scheger-Barg genannt, und der „Müschenberg“. Dieser verdankt seinen Namen dem Priester Gherardus Murze und findet sich unter den Namen „Murseberg“, „Muzeberg“, „mons domine Mursen“ im Stadtbuch angeführt. (Vergl. von Rosen, „Das Stadtbuch der Stadt Garz“, Saunier-Stettin.) Westlich davon liegt der „Kalkberg“. Manche Berge dagegen haben ihre Bezeichnungen gewechselt. So nennt das Stadtbuch außer den genannten Bergen den „Galgheberg“ (Galgenberg), den „Klynghenbergh“, den „Reperbergh“, während wir heute die Namen „Kanoneberg“, „Schwinhirtsberg“, „Schapberg“, „Durnberg“, „Hohnerberg“, „Schinnerberg“ und „Flatenberg“ kennen. Besonderer Erwähnung bedarf noch der „Hödenberg“ (Hünenberg). Er liegt unmittelbar vor dem Westausgang der Stadt, der „Schleuse“. Haas nennt ihn in seinem Werk „Eine altslawische Kultstätte in der rügenischen Volks Sage“ (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde) mit dem früheren Namen „Bastadienstück“, weil hier die Schiffe gebaut und zu Wasser gelassen wurden in den See hinein, der früher mit dem offenen Meer bei Buddemin in Verbindung stand.

Die Waldarmut der Umgegend von Garz bestand früher nicht in dem Maße wie heute. Da war zunächst das im Stadtbuch sehr oft erwähnte „Heyneholt“ (Hainholz). Es lag an der Chaussee Garz—Santens und stieß mit einem Zipfel an den gleichfalls bewaldeten „Langenberg“. Auf der Karte der schwedischen Landesvermessung vom Jahre 1695 ist dieses „Heyneholt“ noch verzeichnet. Diese Karte nennt östlich von Garz einen zweiten Wald, „Epenberg“ genannt. Vermutlich handelt es sich hier um das den ältesten Leuten noch bekannte, zwischen Rosengarten und Krimvitz gelegene „Lückenholt“. Beide sind heute nicht mehr vorhanden. Die Bezeichnung des letzteren Waldstückes findet sich auch im Stadtbuch nicht. Ein dritter Wald lag nach der schwedischen Karte nördlich von Garz an der Grenze von Kowall. Er trägt zwar auf der Karte keine Bezeichnung, doch wissen wir aus alten Akten, daß dieser Wald der „Lannenberg“ hieß und um das Jahr 1800 das Holz zum Bau des alten Garzer Rathhauses lieferte. Ein in demselben Aktenstück genannter „Remel“, in dem die Eichen zum Rathausbau geschlagen wurden, ist nicht mehr aufzufinden.

Recht zahlreich sind die Moore vertreten. Da ist vor allem das „Alle Mur“ zu nennen, schon im Stadtbuch das „hülge“ oder „olle Mur“, auch „palus sanctus“ genannt, das an der Stubber Grenze zwischen „Müschenberg“ und „Schewe Barg“ gelegen ist. Weitere Moore nennt zwar das Stadtbuch nicht; doch gibt es außerdem noch „Rehbroot“, „Ellernbroot“, „Scheeperbroot“, das „Lindenmoor“ an der Grenze nach Krimvitz und das „Runde Moor“ beim neuen Sportplatz. Letzteres ist zwar besser als „Soll“ anzusprechen, wovon die nächste Umgebung ziemlich viele aufzuweisen hat. Und Solle nennt auch das Stadtbuch in ziemlicher Anzahl, wenn auch die Namen nicht mehr bekannt sind. Da gibt es ein „Brand soll“, ein „Fules Soll“, „Grottes Soll“ und „Kreien soll“ oder „Kregen soll“ (Krähensoll). Der Vollständigkeit halber sei auch der „Kreddingspool“ oder früher Reddingsoll genannt.

Besondere Erwähnung verdienen die Namen von bestimmten Ackerstücken. Im Stadtbuch sind sie zwar meistens mit den Namen der Eigentümer bezeichnet. Aber auch andere Bezeichnungen finden sich und sind z. T. noch heute gebräuchlich. Da gibt es eine „Grütmöllerswisch“, eine „Zägenwisch“ und ein Bullensfeld. Ein ganzes Gebiet zwischen Rosengarten und Krimvitz heißt heute noch nach der früher dort gelegenen Ortschaft „Vieschenhagen“ (Vieschenhagen), und die „Vieschenbrügg“ hängt wohl mit diesem Namen zusammen. Ein anderer Ackerkomplex führt heute noch den Namen „Koppel“, weil zu der Zeit, als Garz noch slawische Weide hatte, das Gebiet als Koppel umfriedigt war. Besonders sind es zwei uralte Namen, die schon im Stadtbuch vielfach erwähnt und noch heute allgemein bekannt und gebräuchlich sind. Der Acker östlich von Garz führt den Namen „Schlakenfeld“, im Stadtbuch als „Schlarken“, „Slagen“, „Slawer“, „Slaweten“-Feld oder „Slawekini domini campus“ bezeichnet. Auf der

schon erwähnten alten schwedischen Karte findet sich die Bezeichnung „Schlachtenfeld“. Das Feld führt seinen Namen nach dem Besitzer des „neuen Hofes“, Slawekinus; das Stadtbuch spricht von curia domini Slawekini (neuer Hof) und curia antiqua („Alte Hof“). — Die andere Bezeichnung ist der Name „Kodot“ für den Acker zwischen dem Alten Moor und dem Langen Berge. So heißt es im Jahre 1423 im Stadtbuch von einem Acker, „de dar licht by dene Kudode“. Das Feld führt wohl diesen Namen wegen des dort wachsenden, für die Rube ungeeigneten Futters. — Noch heute nach 500 Jahren ist diese Bezeichnung bei den Alten bekannt.

## Deutsche Trachten.

Zum deutschen Trachtenfest in Herborn am 4. September.

Von Dr. Augusta von Derjen.

„Der Schäfer puzte sich zum Tanz, mit bunter Jacke, Band und Kranz, schmuck war er angezogen . . .“

In der Dämmerung der alten Kirchen, bei Projektionen und Familienfesten, entfaltet sich die ganze Farbenpracht und Originalität der bäuerlichen Kleidung, die aus Truhen und Schränken hervorgeholt, den ländlichen Festen einen eigentümlichen Zauber, „Volksstümmlichkeit“ verleiht.

„Kirchweih“, in diesem einen Wort liegt die ganze Feststimmung des bayrischen Bauern! Auf Schritt und Tritt begegnen einem an solchem Tage Bauer und Bäuerin im Festgewand; in den fröhlich geschmückten Kirchen wetteifern mit der Pracht der bunten Altäre, mit dem Pomp der priesterlichen Gewänder, die satten, warmen Töne der Rode und Nieder!

Die Hauptbezirke der oberbayerischen Tracht sind heute Schliersee, Tegernsee, Tölz und Mittenwald; stolz schreiten die jungen Burschen in ihrer „Kluft“ einher, eine Tracht, wie sie heute fast von jedem Touristen getragen wird: von den nägelbeschlagenen Schuhen, den „Loserln“ oder Wadenstrümpfen, bis zu den Beinkleidern aus Gems- oder Hirschleder, der Toppe aus grauem oder bräunlichem Loden, und schließlich dem grünen Hütchen. Der Eingeborene zieht unter die Toppe eine grüne, silberknöpfige Weste, die offen getragen wird, um die ledernen oder wollenen, schön gestickten Hofenträger über dem blendend weißen Hemd zu zeigen. Die hübschen Dirndl dieser schönen Landschaft stehen den Burschen an Schamtheit nicht nach; am Alltag zwar, zur Arbeit, kleiden sie sich sehr einfach in ein Rattunkleidchen mit engen, kurzen Ärmeln und einem weiten Halsausschnitt. Zum Ausgang ziehen sie den „Spencer“ an, ein wollenes Gewand mit anliegender Jacke. Aber am Sonntag, da puzen sich die Dirndl, indem sie ihr festliches „Geschnür“ anlegen, das Nieder mit den Ketten und Anhängern, die schönen, seidernen Halstücher, und die farbigen Seidenschürzen mit den blumigen Bändern. Taucht nicht bei dem Namen Defregger der ganze Reiz süddeutscher Heiterkeit auf, von den getäfelten Bauerstuben bis zu den stimmungsvollen Kirchen und den Festen unter der Dorflinde?!

Unsterblich durch den Pinzel des großen deutschen Volksmalers, Raibl, sind die Dachauerinnen geworden, jene ersten, etwas steifen Frauengestalten, die ihm immer und immer wieder zum Vorwurf dienten. Leider ist diese Tracht im Aussterben begriffen, und nur vereinzelt noch begegnet man in und um Dachau einem alten Weiblein, auf dessen gebeugtem Haupte ein schwacher Abglanz der ehemaligen prächtigen Flügelhaube thront! Auf vieles Bitten gelingt es manchmal, aus den Truhen und Schränken noch ein paar Stücke aus Großmutter's Zeit hervorzuloden: eine blaue Schürze mit breitem bunten Streifen und roter Schleife, blauwollene Strümpfe mit weißen Mustern bestickt, dazu weitausgeschnittene Schuhe mit schwarzen Franzen und schwarzem Samtzierat am Spann, und das Halstuch aus schwarzem Rips mit Goldtressen und einem feinen silbernen Schloß. Ein Prachtstück taucht manchmal auf, die „Schleierhaube“, eine Kopfbedeckung von besonderem malerischen Reiz; über einem Bande von tiefem Rosenrot, das eng den Kopf umschließt, ist ein schwarzer Tüllschleier gebreitet, der tief über die Stirn fällt und dem Antlitz einen unbeschreiblichen Reiz von unschuldiger Koketterie verleiht.

In manchen Gegenden Bayerns wird die Tracht zum Stempel des religiösen Bekenntnisses! So ist z. B. im Ries, der Gegend des nördlichen Schwaben, die sog. „schwäbische Haube“ katholisch und protestantisch zu tragen! Die „Katholische“ trägt ihr gewölbtes, spitzes Häubchen mitten auf dem Scheitel, als fleid-same Folie stehen die breiten Haubenbänder dahinter und umrahmen das Gesicht wie ein Heiligenschein; die „Protestantische“ dagegen zieht ihre breitere Haube über den tief furifizierten Haar-knoten, so daß die Schmuckschleife erst unterhalb der Ohren ansetzt.

Auch im Elsaß differiert das Kleid der Frauen nach der kirchlichen Zugehörigkeit. Sonderbarerweise hat dort die Protestantin die ältere Tracht festgehalten, nämlich das altdeutsche Niedergewand des 16. Jahrhunderts, während die Katholikin zu städtischem Kleide nur noch die alte Kopfbedeckung, nämlich die Haube mit Bändern und Schleifen trägt. Noch vielfach findet man die „traditionelle“ Elsässerracht, die man immer mit der Vorstellung einer riesigen Bandschleife verbindet; aus breitem, schwarzem Taftband geknüpft, steht sie ausgezeichnet zu dem blonden Scheitel der Elsässerin; aus buntem Nieder mit riesiger, gebümler Bandschleife bauscht sich ein schneeiges Hemd, von einem Spizentragen bedeckt.

Mer in einer festereichen Zeit den Schwarzwald bereist, dem wird vor den Kulissen dieser bezaubernden Landschaft sich ein Schauspiel von Farben und Formen entwickeln, wie er es sich nicht reizvoller wünschen kann! Männer mit roter Weste und langem Rock, unter dessen flatternden Schößen farbiges Futter aufleuchtet, mit Kniehosen und weißen Strümpfen und dem rundköpfigen, schwarzen Hut, steigen zu den Kirchorten herab. Mit ihnen kommen ihre Frauen und Töchter in heiteren Gewändern, das „Raibli“ von roter Wolle, der faltenreiche Rock mit buntem Saum besetzt, am Busen die schimmernde Schleife. Goldgezierte Hauben vom Mühlbachtal tauchen auf, daneben die seltsamen Flügelkleiden der Hamersbacherinnen, und die schwarzen, langbebanderten Häubchen der lieblichen „Höllentaljungfrauen“.

In Württemberg ist noch die sog. „Bezinger Tracht“ beheimatet. Diese originelle Tracht, die an geschmackvoller Bunttheit fast alle deutschen Trachten übertrifft, ist im Umkreis von Reutlingen zu suchen. Die Gewänder der anmutigen Töchter des Landes spielen in allen Farben des Regenbogens: tiefblauer Rock mit hellblauen Streifen, Nieder rotbunt bestickt und mit Borten besetzt, Goller aus gemustertem Samt, Brustflak rot und farbig bestickt, dazu ein lustiges Häubchen, ein rundes Deckelchen, mit einer schwarzen Bandrossette über lila gebümlten Kattun! Auch die Tracht der Männer ist originell. Der Bezinger Bauer versteht es, die „Schmalzlatze“, ein flaches, schwarzes Lederkäppchen zu tragen.

Besonders feudal kleidet sich noch heute der Franke; er hat sich manch Ueberbleibsel aus höfischer Zeit zu eigen gemacht. Unverkennbar schaut aus dem weiblichen Kopfpuz die elegante Form der „burgundischen Haube“ hervor, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Hennin“ von den vornehmen Frauen an den Höfen der Herzöge von Burgund getragen wurde! Auch in der Wahl des Materials ist die Fräulein sehr vornehm: ihr Zäckchen aus Samtbrotat oder Damast ist mit kostbaren Flittern benäht, eine seidene Schürze mit reichem Besatz bauscht sich über weitem Rode, und von der Haube fließen breite Schleifen von gewässertem Moiré herab! Der fränkische Bauer kleidet sich nach altfranzösischer Mode. Die kurze schwarze Hose ist am Knie mit Lederriemen festgebunden und gleich den Hosenträgern aus schmiegsamem, gefärbtem Wildleder, der schwarze Schokrock wird mit Dejen geschlossen, steht aber immer offen, um das schön gestickte Bruststück zu zeigen, das über der Weste getragen wird. Eine schwarze Halsbinde und der Dreispiz geben diesem Anzug den Ausdruck höchster Würde.

Allerliebste kleidet sich die Hessin. Im Biedenkopfer Land und in der Schwalm trägt sie Röckchen von einer Kürze, die der heutigen Großstädterin nicht nachstehen. An Strumpf und Strumpfband, dem „Hessebännel“, sind der Puzsucht keine Grenzen gesetzt. Puzig ist das Häubchen, das heute nur noch eine Popskeine Kopfbedeckung mehr zu nennen ist. Wie ein Witz thront es oben auf den zu einem „Schnatz“ zusammengedrehten Haaren mitten auf dem Scheitel; die Bezeichnung „Stülpchen“, wie der kleine Hut in der Marburger Gegend genannt wird, paßt allmählich für alle Hessenhauben. Sie sind meist mit Seide und Perlen bestickt, in altertümlichen Mustern und stehen allerliebste zu den munteren Gesichtern der Hessin, der meistens der Schalk im Nacken sitzt!

Wie man sieht, ist bei allen Trachten die weibliche Kopfbedeckung das originellste und zugleich konservativste Stück der Kleidung! In Schlesien legen die Frauen den Hauptwert auf ihre Haube, an Eigenart kommt der „Barthaube“ der Neißer Gegend wohl keine gleich. Die „hückeburgische“ Haube in Schaumburg-Lippe grenzt in ihren bizarren Auswüchsen schon an Groteske. Wer kennt nicht das kleine, postierliche Dach der Vierländerin, das über dem rosigen Antlitz der jungen Mädchen aus der Gegend von Hamburg schwebt? Die von der „Waterskan“ schlingen ein schwarzes Tuch, das von den jungen Mädchen mit bunten Blumen bestickt wird, um ihr blondes Haar. Den größten Umfang an Kopfpuz hat aber wohl die Spreewälderin erreicht, deren steifleinene, mit Spizen geschmückte Haube,

welche die größten weiblichen Künste an Blätten, Binden und Falten erfordert. Als letzte originelle Kopfbedeckung sei noch das „Hornet“ erwähnt, die Jungfrauenkrone der Altienburgerin, ein Schaustück bei Festlichkeiten, das heute zu den Seltenheiten gehört.

Wer das Glück hat, zu einer Hochzeitfeierlichkeit in bäuerlichen Kreisen geladen zu sein, der kann an diesem Tage mehr an Trachten sehen, als auf wochenlangen Wanderungen. In dem jungen, hochzeitlichen Paare konzentriert sich die Eigenart jeder Gegend auf das prächtigste. Ein ganzer Blumengarten baut sich über das Haupt der Braut, von Bändern umrauscht, von Silber und Gold umflimmert; das „Schäpel“, Symbol holder Jungfräulichkeit, begleitet sie zum Altar. So ein Jungfrauenkrönlein wird wegen seiner Kostbarkeit oft zum Familienrequisit, herausgeholt aus den Tiefen alter Truhen, von Lavendelduft umschwebt, thront dieselbe Krone, welche einst die Urahnin trug, auf dem Haupte der jüngsten Braut der Familie.

So ist die Tracht oft zum Symbol der Familienzugehörigkeit geworden, und der Geist der Ahnen lebt in Bändern und Flittern, und wandert weiter von Geschlecht zu Geschlecht...

## Das Lied vom Mörder Mohr.

Die Hinrichtungen schwerer Verbrecher erfolgten in früherer Zeit auf öffentlichen Plätzen und im Beisein zahlreicher Zuschauer. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß ein solches Ereignis sich im Gedächtnis der Leute für lange Zeit lebendig erhielt und mit allen Einzelheiten ausgeschmückt, weiter erzählt wurde. So war die Hinrichtung der Kindesmörderin Maria Flint in Stralsund am 20. Dezember 1765 noch nach hundert Jahren in ganz Neuvorpommern populär.

Vor hundert Jahren hat auch die Stadt Swinemünde solch eine viel besprochene Mordgeschichte erlebt, die gleichfalls noch heutigen Tages in der Erinnerung der Bevölkerung fortlebt; das ist die Hinrichtung des berüchtigten Mörderpaares Mohr. Die beiden Mörder sollten anfänglich in Stettin justifiziert werden, und hier war der Platz dazu, der sogenannte Rabenstein vor dem Berliner Tore, im Jahre 1828 schon in Bereitschaft gesetzt. Schließlich fand die Hinrichtung doch am Tatorte selbst, in der Nähe des heutigen Sportplatzes statt.

Das Mörderpaar Mohr ist auch in einem Liede (einer Ballade) besungen worden, welches gewöhnlich das Lied von dem Mohr am Schwinemündschen Strande“ genannt wird. Von dem Liede sind mir bisher nur einige wenige Fragmente bekannt geworden. Ich veröffentliche dieselben mit der Bitte um Ergänzung und hoffe, daß sich dieses Lied alsdann noch ganz wiederherstellen lassen wird.

1. Sechzehn Verse will ich dichten  
Von der großen Mordgeschichten . . . .
2. Mohr, ein Mann von gutem Stande,  
Lebt am Schwinemündschen Strande,  
Ward als Handelsmann geehrt,  
Bis das Spiel sein Glück zerstört.
3. Um halb zehn weckt ihn sein Weib:  
„Mohr, sei stark an Seel“ und Leib!“
4. „Mohr, gib ihr noch einen Stich!  
Denn das Mädchen stirbt noch nicht.“

Die Leser der Zeitung, die imstande sind, den vorstehenden Text zu ergänzen, bitte ich, solche Ergänzungen an die Redaktion der Zeitung oder an mich persönlich (Stettin, Arndtstraße 9) mitzuteilen. Auch für eventuelle Aufzeichnung der Melodie wäre ich dankbar.

Prof. Dr. A. Haas.

## Neue Bücher.

Die Kirchenbauten Mecklenburgs von D. Dr. Karl Schmalz. Verlag Friedrich Bahn, Schwerin. 7.— Rm.

Ein gewaltiges Gebiet wird hier auf engem Raum von dem letzten Kenner der mecklenburg. Kirchen in jeder Beziehung vorbildlich behandelt. Dies hervorragende Buch, die Frucht einer Lebensarbeit, das anzuzeigen eine reine Freude ist, verdient auch in Pommern weiteste Verbreitung. Jede Einseitigkeit ist glücklich vermieden. Verfasser steht nicht etwa nur im Banne der gotischen Dome, sondern spürt auch die Kraft des Barocks, erfüllt die „schlichte Bibelfrömmigkeit“ der Fachwerkbauten und zeigt vollstes Verständnis für den neueren Kirchenbau. Der fast überreiche,

in 11 Kapiteln übersichtlich gegliederte Inhalt kann hier nur angedeutet werden. Der Behandlung des Domes zu Rügenburg als der ältesten bedeutsamen Gründung Heinrichs des Löwen folgt die der Kolonisationsbauten. Die folgenden drei Kapitel sind den Domen der hanseatischen und binnenländischen Hoch- und Spätgotik gewidmet, für den Kenner ein hoher Genuß, für den Laien eine reiche Belehrung. Nicht minder wertvoll sind die drei Kapitel, die sich mit dem nachreformatorischen Kirchenbau befassen, von seinen ersten tastenden Versuchen über die Reisezeit und den Klassizismus und die Romantik des 19. Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit. Es ist das Jahrhundert, „welches die große innere Linie verloren hat und in allen tieferen Fragen des Lebens und der Weltanschauung unsicher und haltlos geworden ist und darum auch keinen eigenen Stil mehr hat“. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts bahnt sich ein Neues an, man wendet sich von der Nachahmung anderer Stile ab und sucht wieder nach eigener Formensprache. Das Schlußkapitel betont die Forderungen nach einem evangelischen Kirchenbau, wie sie sich aus dem geschichtlich Gewordenen ergeben. Diese sind: Einheit des Kirchenraumes ohne den mystischen Chor der mittelalterlichen Dome, also keine Zweiteilung mehr von Chor und Kirche; Einbeziehung des Altars in die Gemeinde, organische Anordnung von Emporen, zentral angelegte Bauten, Einheit von Kanzel und Altar als Mittelpunkt des Gotteshauses.

Noch einmal zum Schluß: dies ausgezeichnete Werk sei allen aufs wärmste empfohlen. Niemand wird es ohne wirkliche Bereicherung aus der Hand legen. Heinrich Schulz.

„Kolberger Volkshumor“, heitere und ernste Geschichten aus dem Volksleben im Kreise Kolberg-Rörlin. Gesammelt und herausgegeben von J. Asmus und C. Knoop. Band 4 der Sammlung „Ostpommerscher Sagenschatz“. Köslin 1927, Verlag C. G. Hendeß, 203 Seiten.

Aus fleißiger Sammlung, sachkundiger Sichtung und in zahlreichen Fußnoten niedergelegter vergleichender Bearbeitung ist ein Werk geworden, das, auf einen engeren Kreis bezogen, Volksglauben, Geschichtsauffassung des Volkes und mit einem lachenden und einem weinenden Auge gesponnene Lebensweisheit des Volkes getreulich wieder spiegelt. Humorvolle Zeichnungen ergänzen den Text in glücklicher Weise. M. R.

„Heimatkunde des Kreises Greifenberg“. Von H. Bosse. Heft II, Bilder aus der Geschichte der Heimat. Treptow a. R. 1927, Verlag Rich. Marg. 371 Seiten.

Die Bilder aus der Geschichte der Heimat stellen einen stattlichen Band mit einem reichen Inhalt dar. Jedes Zeitalter der Heimatgeschichte, die Vorgeschichte mit eingeschlossen, ist berücksichtigt worden. Einzeldarstellungen, zusammenfassende Betrachtungen und Quellenstücke wechseln miteinander ab, und so ist ein Buch entstanden, das besonders für den Lehrer der Heimatkunde außerordentlich wertvoll erscheint. Möchte das Buch in der Beziehung recht viele Verwendung finden! Es ist für den Fernstehenden sehr schwer, Wünsche nach irgendwelchen Ergänzungen auszusprechen. Sie können sich nur aus der Praxis ergeben. Und wir sind sicher, daß der Verfasser jeder Anregung zur Verbesserung dankbar begrüßen wird. M. R.

„400 Jahre Bäckerinnung Rügenwalde“, 1527—1927. Von Karl Rosenow, Rügenwalde. Druck von Albert Mewes, Rügenwalde. 50 S. Bebildert.

Die hübsch ausgestattete Festschrift ist gleichzeitig ein Stück Heimatgeschichte und Bürgerkunde. Vergangene Zeiten mit ihrem Leben und Schaffen werden wach, und Rosenow hat es gut verstanden — „Eine Morgensprache im Tischlergewerbe“ als Ergänzung — ihnen Fleisch und Blut zu geben. Das kleine Schriftchen verdient auch über den engen Kreis hinaus, für den es bestimmt ist, Beachtung. R.

E. G ü l z o w : Eine vorpommersche Gutspächterfrau, Briefe an Ernst Moritz Arndt von seiner Schwester Gottesgab. Mit einem Bildnis der Schwester. Das Arndt-Museum Bd. III. Stralsund, Regierungs-Buchdruckerei 1927. IV 78 S. 8.

E. M. Arndts jüngste Schwester Charlotte Dorothea, genannt Gottesgab, wurde 14. Juni 1787 geboren, vermählte sich

1814 mit Karl Rassow zu Buchholz und starb 21. Februar 1855. Sie war die Lieblingschwester unseres großen Landsmannes und stand ihm unter allen neun Geschwistern am nächsten. Das innige Verhältnis zwischen Bruder und Schwester ergibt sich einmal aus den (meist schon früher veröffentlichten) Briefen, die Ernst Moritz an seine Schwester richtete; es leuchtet aber ganz besonders deutlich hervor aus den Briefen, die die Schwester an den großen Bruder schrieb. Es war ein glücklicher Gedanke des um die Arndtforschung hochverdienten Herausgebers, daß er die noch erhaltenen 25 Briefe, die Gottesgab im Laufe der Jahre 1812—1850 an ihren Bruder E. Moritz richtete, veröffentlichte und einem weiteren Leserkreis zugänglich machte. So lernen wir die ganze Gemütsfülle dieser edlen, gläubig frommen Frau kennen. Durch zahlreiche Anmerkungen und literarische Hinweise wird dem Leser die Lektüre erleichtert, und insbesondere werden dadurch die z. T. verwickelten verwandtschaftlichen Beziehungen, die der Briefschreiberin und dem Briefempfänger natürlich geläufig waren, klar gestellt. Diese Hinweise legen Zeugnis ab von der intensiven Forschung und von der liebevollen Hingabe, mit der der Herausgeber seine Aufgabe zu lösen verstanden hat.

Besonders schöne Beweise ihrer Teilnahme für den großen Bruder gibt Gottesgab bei der Rehabilitierung desselben im Jahre 1840 (Brief vom 13. August 1840, S. 40 f.); ihr gläubig frommes Herz dokumentiert sie in den Briefen vom 1. Sept. 1831 (S. 23) und vom 14. Jan. 1838 (S. 33). In einem Briefe vom 8. Dez. 1820 (S. 14) gratuliert sie ihrem Bruder zu seinem bevorstehenden Geburtstag (am 26. Dezember) und wünscht ihm, „daß er (z. c. der Geburtstag) noch ein 40mal wiederkehre in Rüstigkeit und Freude an Kind und Kindeskind und allem, woran ein echtes deutsches Herz Freude hat.“ Wunderbar genug ist es, daß dieser Wunsch der tief veranlagten Frau wörtlich in Erfüllung gegangen ist — gewissermaßen ein Belag für das schon von Tacitus der deutschen Frau zugeschriebene Ahnungsvermögen zukünftiger Dinge.

Zu einer Stelle möchte ich eine etwas weitere Ausführung geben.

Auf S. 18 berichtet G ü l z o w : „Karl Heinrich Arndt (ein Neffe unseres großen Landsmannes) war verheiratet mit Henriette Holtfreter aus Bergen auf Rügen, wozu ihm Ernst Moritz Glück wünschte mit der Bemerkung, das müsse eine gute Art sein, die sogar Holz fresse, wenn es nötig tue; die Familie entgegnete darauf, sie leite den Namen von „holt Fred“ (Friedenhalter) ab, wozu Arndt dann nochmals besonders Glück wünschte.“ Die hier erwähnte Henriette Holtfreter war eine Tante meiner Frau, und deshalb habe ich dem Namen Holtfreter immer ein besonderes Interesse zugewendet. Die Namensdeutung „holt Fred“ beruht wohl auf alter Familientradition. Der stralsundische Zweig der Familie hat sich im Anfange des 19. Jahrhunderts vorübergehend sogar „Holtfreden“ geschrieben. Aber die Namensform auf —er ist älter. In Bergen wohnte ein Zweig der Familie schon im 16. Jahrhundert; im Jahre 1613 werden hier zwei Vettern, die beide Lies (Matthias) Holtfreter hießen, urkundlich angeführt, und vom Jahre 1625 an läßt sich die Genealogie dieses Zweiges der Familie lückenlos bis zur Gegenwart verfolgen. Am 5. April 1927 ist der Bergener Zweig mit dem Tode des Fräulein Marie Holtfreter erloschen.

Den Namen Holtfreter habe ich früher als eine scherzhafte Bildung angesehen, etwa als Gegenstück zu dem Namen Fleischfreter (so heißt in Reuters „Dörschlächtling“ der eine der beiden Käufer), Wurstfreter u. ähnl. Nun aber findet sich im Zweiten Stadtbuch der Stadt Stralsund (1310—1342) fünfmal hintereinander ein Mann mit Namen Bredeholt oder Breteholt, d. i. „dem Frieden hold“, und dieser Name hat seine Analogie in Namen wie Frommhold, Gotthold, Leuthold, Reinhold, Weinhold u. a. Die beiden Bestandteile des Namens müssen dann, und zwar vielleicht schon im 14. oder 15. Jahrhundert umgedreht sein, so daß aus Bredeholt ein Holtfred wurde; als dann infolge dieser Umstellung die Grundbedeutung des Namens unklar geworden war, bemühte sich die Volksetymologie des Wortes und machte aus Holtfreden einen Holtfreter (d. i. Holzfresser, wie E. M. Arndt anfänglich deutete). Diese Namensdeutung scheint mir richtiger als die obige (Friedenhalter).

Aus der mündlichen Ueberlieferung der Familienmitglieder weiß ich auch, daß E. M. Arndts Bruder Lorenz in intimen Kreisen den Beinamen „Hans Hahnendressel“ führte, ein Gegenstück zu dem Schmeichelnamen „Wadrußige“, der in der Briefsammlung des öfteren begegnet. A. Haas.